

Der Birnbaum [Fortsetzung]

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 7

PDF erstellt am: **15.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 7 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 19. Februar 1921

Frühlingsahnung.

Von Th. Stauffer.

Ein Windstoß kommt herangebraust, von wannen?
Horch, wie er durch die Wipfel saust der Tannen!
Ein schriller Laut nur. Still ist's wieder. —
Und rieselnd fällt der Reif hernieder.
Was war's, liebes Tal?
Heute zum allerersten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz sich künden.
Bald fausen und brausen die Stürme mit Macht!
Und der Frühling erwacht.

Der Schnee floh auf den Bergen schon von dannen.
Tief schwarz dem Winter sprechen Hohn die Tannen.
Nur wenig Zeit nur! Vogellieder
Erschallen froh und freudig wieder.
Glück auf, mein liebes Tal!
Heute zum allerersten Mal
Will deinen Gründen
Der Lenz sich künden.
Bald rauschen und schäumen die Bäche mit Macht!
Und der Frühling erwacht.

Der Birnbaum.

Von Josef Reinhart.

7

Jetzt am andern Abend fand Albert seine Frau in Tränen. Die Hebamme hatte ein Wort gesagt vom Sterben, wenn das Kind keine Mutter finde, die ihm zu trinken gäb.

Albert wollte trösten, aber mit heiterer Weise kam er nicht an, das färbte sich dunkel, eh es ihm aus dem Munde war. Er legte ihr die Hand auf den Arm.

Er hatte ein Wort auf der Zunge; aber er wußte nicht, ob es Honig war oder Gift für seine Frau, die in der letzten Zeit nie mehr mit einem Ton von den Verwandten gesprochen hatte.

Da zog sie seinen Kopf aufs Kissen herab, nah an ihren Mund, als ob er ihr helfen müßte, das schwere Wort aus Tiefen heraufzureichen.

„Du, ich wüßt eine, die ihm helfen könnt!“

Albert schaute der jungen Mutter ins Gesicht:

„Meinst die Marebeth!“

„Ich hab's ihr nicht schön gemacht, weiß wohl; aber kann sein, daß sie's vergißt!“

Albert stand auf, als ob ihn das Wort jünger gemacht:

„Sie hilft! das kann ich dir sagen!“

An diesem Abend, als die Röhre im Stalle ruhten, nahm der Albert den Stock und machte den Gang in den Berg zu seiner Schwester.

Marebeths Kind krächte noch in der Stube in seinem Korb, als er eintrat. Dieser Gesang tat ihm weh. Marebeths Mann lächelte ein wenig, als der Schwager ein wenig verlegen seine Bitte vorbrachte; aber die Schwester nahm das Wort auf, warm, wie es war:

„Ich will ihm helfen, ich komm mit dir und nehm ihn mit mir heim; verhungern soll er nicht bei mir!“

Das wollte nun Albert nicht recht verstehen; er meinte, die Theres würde ihr Kind ungerne von ihrem Bette lassen, es möchte ihr Schaden, wenn sie es nicht mehr sähe beim Erwachen.

Marebeths Mann, der Bannwart, schüttelte aber säuerlich den Kopf: „Meine Frau mit dem Kinde auf die fremde Stör geben? das wäre eine seltsame Sache, hm!“

Eine Weile wußten sie keinen Weg, bis Marebeth das rechte Wort fand:

„Ich komm mit dir! Und's Bammert-Müeti nimmt den Kleinen in das Hinterhaus derweilen. — Ich habe guten Atem und einen langen Schritt, und der Weg vom Nesterhaus zum Saal ist keine Herrgottsweite. Hin und her, man muß einander helfen!“

Sie schlug ein Kopftuch um, und als ihr Kind endlich schlief, gab sie ihm noch ein Tröpflein Weihwasser hinüber

und lachte, wie sie sich über den Rundkopf beugte: „Du Krötli, mußt halt jetzt dein Gläschlein trinken lernen, vom Großmüeti; weißt, dein Rationchen will jetzt ein junger Nester mit dir teilen! Da muß man etwas wagen!“

Sie redeten wenig auf dem Weg, und Albert horchte mit gespanntem Ohr, ob Marebeth die Sache mit dem Birnbaum anrührte; aber sie ging in ihren Worten nicht weiter zurück als bis zum jungen Nester und seiner Mutter, schmähte auch noch ein bißchen, daß er sie wohl zu viel angespannt habe. Das wollte nun Albert nicht haben, und indem er den Vorwurf von sich abwarf, stellte er von seiner Frau im Abwärtswandern ein Bildstöcklein auf, daß seine Schwester neben ihm lächeln mußte:

„Weißt, ein wenig teilen sollten wir können mit ihr von unserem Wesen; dann wäre der junge Nester vielleicht hellauf.“

Als sie zum Hause kamen, spät in der Nacht, hielt Albert seine Schwester am Armel an:

„Hörst, wie es weint, das Kind! hörst, wie sie tröstet!“

Marebeth ging voraus und trat ein, wie wenn sie erst am Morgen die Tür hier zugezogen hätte.

Sie brachte einen Spaß in die Stube, einen astderben: Man müsse eben alles lernen, auch das Kinderhaben, sagte sie, das sei wie das Salatessen; das zweitemal geraten sie schon besser. Da mußte die Wächlerin ein Tönlein lachen in ihrem Glend.

Albert blieb nicht lange mehr in der Stube, als die Schwester wirtschaftete, wie wenn sie nie hier fortgewesen. In dieser Nacht konnte er zum erstenmal wieder an einem Faden schlafen.

Am andern Morgen, als Marebeth das Kind badete, schaute ihr die junge Mutter zu. Aber sie hatte die Hand ein wenig vors Licht gezogen; denn es blendete sie noch. Oder sie mochte nicht sehen, wie eine andere ihr Kind geschweigen konnte. Und als sie dann das behagliche Schluden hörte an der Brust der Schwägerin, hielt sich die Mutter still und drückte die Augen zu.

Als das Kind satt und fast blumig in seinem Korbe lag und still wie ein getränktes Gartensalatklein seine Nestermilch verdaute, stand Marebeth auf:

„Bis zum Abend bin ich wieder zurück, du! Weißt, ich muß doch meinen Nichtsnuß im Berg heimsuchen, daß er nicht aus dem Geleise kommt; leicht nimmt er auch gern ein Mutterhöpplein über den Mittag!“

So trug Marebeth ihren reichen Mutterquell hinan in den Berg und am gleichen Tage wieder ins Nesterhaus hinab, wirtschaftete daneben, machte dem Albert eine Haber-suppe und am Mittag ihrem Manne droben eine Erbsen-suppe. Und der Albert schächtete im Stall und in der Scheune, pfiß ein Lied und ging von der Gabel weg strads hinein, brachte seiner Frau ein Spählein von draußen und einen frischen Harzdunst aus dem Holz; er scheute sich nicht mehr, das Büblein auf den Arm zu nehmen, brauchte sich nicht mehr zu räuspern, bis er den rechten Nesterton zu seinem Liedlein fand; aber geschweigen konnte es vorläufig nur noch eine Nesterin.

Die junge Mutter durfte aufstehen, wusch selbst und

badete ihr Kind, und stand dabei, wenn Marebeth ihm zu trinken gab.

„Sorg auch für dich, Marebeth: Nimm das! Vergiß dich nicht!“ Sie tischte der Schwägerin auf, nötigte sie, gab ihr ein Tuch um die Schultern, daß sie sich nicht erkältete.

Sie stand am Fenster, wenn Marebeth die Straße hinaufging; sie stand vor der Türe, wenn sie herunterkam. Einmal wollte sie ihr die Hand geben; aber sie tat es doch nicht.

Der Albert hatte einen Glanz in seinen Augen, wenn seine Schwester bei seiner Frau am Tische saß und er sie einander duzen hörte.

Als das Nesterkind schon tapfer an seiner Flasche zog, blieb die Marebeth einen Tag aus, auch am andern Tage kam sie nicht, da schickte Theres den Mann in den Berg mit einem Pfündlein Zucker: „Reicht fehlt ihr etwas; es macht mir Angst!“

Marebeth lag zu Bette; sie hatte sich zuviel aufgeladen und lag bleich in ihren Kissen. Aber sie hatte einen Spaß, als Albert kam: Einst als ledig, habe sie zwei Schätze gehabt und sei gesund geblieben; jetzt habe sie wieder zwei und werde krank. — — —

Da machte sich eines Morgens Theres, die junge Nesterfrau selber auf den Weg und stieg mit dem Büblein auf dem Arm in den Berg.

Marebeth aber saß schon wieder mit einer Arbeit am Fenster an der Sonne, nur noch ein wenig bleich.

Theres setzte sich zu ihr, und die beiden Büblein guckten einander in die Augen.

Die junge Nesterin hatte schon lange ein Wort zu äußern, aber es klebte schwer an ihrer Zunge:

„Du, der junge Nester wär alt genug und groß genug zur Taufe. Jetzt, wenn du wieder gesund bist, wär's mir lieb und recht, wenn du ihn wolltest in die Kirche tragen. Und vergessen, das mit dem Birnbaum — es wär mir lieb, wenn du das vergessen wolltest!“

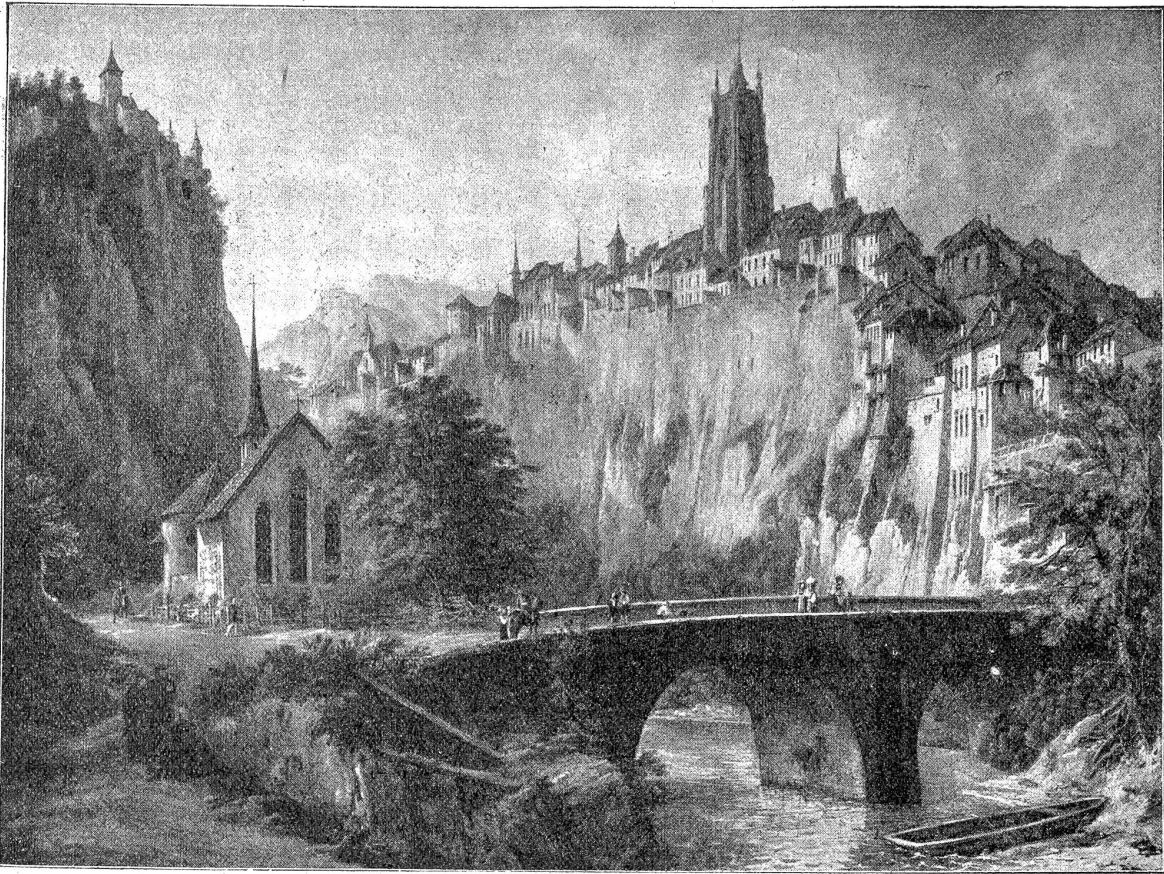
Die Marebeth sagte „Ja“ und wehrte aller weitem Rede ab. Und auch der Josep sagte „Ja“. Und so taufte sie das Büblein an einem schönen Wintersonntag auf den Namen des Großvaters.

Und als sie wieder alle am Tische saßen und vom weißen Schnee vor den Fenstern und vom weißen Tischzeug in der Stube und von der Sonne an Kasten und vom Glanz der Nesteraugen alles heiter war in der Stube, legte Albert seiner Frau die Hand auf den Arm, und sie senkte den Kopf errötend auf das Büblein in ihrem Schoß:

„Wenn's euch recht ist!“ sagte der Albert, „so soll es sein, wie's früher ist gewesen im Nesterhaus. Und der Birnbaum vom alten Nester bleibt unverteilt!“

Sie tranken noch ein Glas oder zwei; sie sangen auch noch ein Lied, und das junge Nesterlein krächte in das Lachen hinein, und glänzte mit den Neuglein, als ob es zeigen wollte: „Ich helf auch mit, sobald ich kann, versteh die Melodie!“

Als die Nesterleute aufstanden, nahm Theres, die junge Mutter, mit freierem Kopf das Wort noch einmal auf, und sie mußten ihr in die Hand versprechen, am Betttag



Freiburg in der Schweiz. (Nach einem Gemälde von Domenico Quaglio.)

beim Nesterwahl nie mehr zu fehlen, und sie ging mit dem Josef und der Marebeth, den Kindern und dem Albert bis vor das Hausdach und schaute ihnen mit dem Büblein auf dem Arme nach, bis ihre Gestalten in der Dämmerung verschwunden waren.

— Ende. —

„Vivos voco“.

Ein Bild werktätiger Hilfe auf unserem Boden.

Von A. Fankhauser.

„Wir töten so viel. Wir töten ja nicht nur in den dummen Schlachten und Straßenschießereien, in den dummen Hinrichtungen..., wir töten auf Schritt und Tritt. Wir töten, indem wir begabte junge Menschen aus Not in Berufe gehen lassen, für die sie nicht geeignet sind. Wir töten, indem wir vor Armut, Not, Schande die Augen zudrücken. Wir töten, indem wir aus Bequemlichkeit abgestorbenen Einrichtungen in Gesellschaft, Staat, Schule, Religion gelassen zusehen...“

„Und immer wieder werden wir Gläubigen der Zukunft jene alte Forderung erheben: „Du sollst nicht töten!“ Auch wenn alle Gesetzbücher der Welt einmal das Töten verbieten werden, einbegriffen das Töten im Krieg und das Töten durch den Henker, wird die Forderung nicht verstummen.“

Mit diesen Worten eröffnete Hermann Hesse seine Arbeit an der Zeitschrift, die von ihm und R. Woltereck vor einem Jahr zum ersten Mal herausgegeben wurde. Ein entschlossenes Programm, gegründet auf eine Ueberzeugung, die die Gegensätze einer ganzen zerrissenen Welt einigt in dem uralten lebenbejahenden Wort der Bibel.

Der vergangene erste Jahrgang des Vivos voco arbeitete nach diesem Programm; Politik, Volkswirtschaft, Sozialgesetzgebung, Fürsorge, Kunstkritik, Literaturbesprechungen, novellistische Beiträge sind abgestimmt auf das einheitliche Thema: „Wie retten wir bedrohtes Leben, wie retten wir die Werte des Lebens hinüber aus der verfinsterten Gegenwart in die hellere Zukunft?“

Wenn der Grundton der Abhandlungen kein heller sein kann..., die Verheerungen der vergangenen Jahre sind zu groß gewesen..., so stimmt das gläubige und willige Suchen der Zeitschrift nach Mitteln und Wegen versöhnlich und erhebt jeden Leser aus der Trübe empor zur Hoffnung. Da ist nichts von Haß und Pessimismus, nichts vom Geist und Erbe des Krieges, keine vernichtende Revolutionsstimmung, kein Niederreißen. Da ist der Geist, von dem der Prophet sagt: „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslösch.“ Wenn irgendwo unter der Jugend in Frankreich oder Italien eine versöhnende Stimme klingt, eine Zeitschrift nach Gemeinsamkeit ruft, ein Staatsmann Einsicht zeigt, dann wird darauf verwiesen; wenn irgendwo in einem Genesungsheim auf Schweizerboden schon verlorene Kinder gerettet werden und mit frisch glänzenden Augen dem Leben entgegenlachen, dann ruft Vivos voco: „Ahmt es nach! Helft, rettet!“ Wenn die Sozialgesetzgebung in Deutschland das Elend der Mütter, welche in Berufen stehen, lindert, so weist sie darauf hin: „Und dort und dort... gibts noch viel zu lindern!“

Die Probleme der Gegenwart werden im Lichte dieses Geistes zu einer Einheit: Die Revision der Friedensverträge, die ausgebauten Fürsorge, die erneuerte Erziehung, die Wiedergeburt der Literatur, der neue Geist der Gemeinsamkeit, sie können nur als ein Ganzes kommen. Aber daß sie kommen, wird gefordert, und daß die Forderung erfüllt werde, dafür will Vivos voco sorgen helfen: Es will sich